

Goethe — ein Genie der Arbeit.

Von Ernst Küster*).

Mancherlei Umstände bewirken es, daß von einem großen Goethe-Jubiläum bis zum nächsten das Bild, das die Nachlebenden sich von dem Gefeierten, seiner Wirksamkeit und seiner Bedeutung zu entwerfen trachten, so wechselnde Züge annimmt. Je größer die Reihe der Jahre wird, die uns von Goethe trennen, um so wirksamer wird gleichsam die atmosphärische Schicht, hinter der wir Goethes Erscheinung sehen. Eine Art Luftperspektive macht sich geltend, die auf alles, was wir von Goethe wahrzunehmen imstande sind, ausgleichend wirkt. Nur die markantesten Züge seiner Erscheinung prägen sich uns noch ein, und die zeitliche Ferne, in die sie rückt, nimmt vielen seiner Äußerungen und Handlungen einen Teil der Bedeutung, die man ihnen früher beizumessen geneigt war.

Herman Grimm, der vier Jahre vor Goethes Tod geboren war, konnte noch schreiben, daß er in seiner Jugend sich von Menschen umgeben gefühlt habe, die fast alle persönlich mit Goethe verkehrt hatten. Ich rechnete, sagt er, mich selbst dazu, als sei mir dieses Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zuteil geworden. Uns Heutigen kommt ein solches Recht nicht mehr zu. Die persönlichen Beziehungen, von welchen Herman Grimm spricht, sind längst verloren gegangen, und zuweilen möchten wir uns an diejenigen erinnert fühlen, die Goethe allmählich zu einer mythischen Figur werden sehen und gerade einer zum Mythos gewordenen Erscheinung eine besonders nachhaltige Wirkung auf die deutsche Seele prophezeien.

Der Wirkung der Zeit, die den in ferner Vergangenheit gesuchten Goethe zum Mythos werden läßt, steht eine andere gegenüber, die Goethes Erscheinung immer klarer, ihre Züge immer

*) Ansprache zur Goethe-Feier der Stadt Gießen am 28. August 1949.

schärfer abzeichnet. Die Forschungsrichtung, die man — zuweilen mit leisem Spott — Goethephilologie genannt hat, hat nicht nur belanglose Einzelheiten über Goethes Tun und Lassen zutage gefördert, sondern auch mit soviel wichtigen Dokumenten, mit neuen Werken, unbekanntem Briefen und Gesprächen Goethes bekanntgemacht, daß unser Urteil über seine Persönlichkeit sich wesentlich ändern und vertiefen mußte. Kein Zweifel, — Goethe war nicht nur der Liebling des Olymps und des Parnasses, dem alle Götter huldreich waren und alle Göttinnen lächelten; er war zugleich ein Mann der mühevollen Arbeit, der Sorge und des Leides.

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz.

Alle Freuden, die unendlichen,

Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

So schrieb Goethe an die Gräfin Auguste von Stolberg in seiner frühen Weimarer Zeit. Drückendes Leid lastete in den späteren Jahren auf ihm. Die Sorge, die den Weg durch das Schlüsselloch findet, ist an dem Haus am Frauenplan keineswegs vorübergegangen. Diese Art, den von einer vergangenen Epoche bewunderten Olympier zu sehen, ist freilich nicht durchaus neu. Schon Carlyle hatte erraten, was für ein tiefes Leid in Goethe gelegen haben muß; nur Leid könne seinem Dichten die Tiefe gegeben haben, die wir an ihm bewundern. Und die andere Voraussetzung für sein großes Werk war Goethes Fleiß, sein mühevoll arbeiten, sein Arbeiten aus Leidenschaft. Das Leid senkte ihn in die Tiefe, die Arbeit hob ihn aus dieser voll Seligkeit in den Himmel der Götter; von ihr spricht er in allen seinen Werken zu uns — laut und vernehmlich, mit dankbarem Verständnis und weltweiser Mahnung und jubelndem Ruf. —

Wer über die Kinder- und Schuljahre Johann Wolffgangs und ihr Arbeitsprogramm unterrichtet ist, wer die Tagebücher des alten Goethe in Erinnerung hat, seine Mitteilungen über die Ausnutzung aller Stunden, z. B. während der italienischen Reise, oder Eckermanns Schilderungen über den Ablauf der Goetheschen Arbeitstage kennt, wird es nicht wunderbar finden können, wenn in Goethes Schriften fortwährend Ermahnungen zur Tätigkeit

ausgesprochen werden und Worte über die segensreiche Wirkung der Arbeit.

„Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen.“ Es ist Mephistos Rat; aber die Worte sind Goethe ganz und gar aus der Seele gesprochen. Vielleicht klingen seine Mahnungen hie und da ein wenig lehrhaft, wenn er zu unablässiger Tätigkeit mahnt. „Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering achten.“ Unter keinen Umständen Leerlauf und Müsiggang! Es sind Sternes Worte, die Goethe einmal für sich vorgemerkt hat. Im Tagebuch (1779) heißt es einmal: „Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit.“

Aus dem bürgerlichen Rat wird die Lebensregel: „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung“, so lesen wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die über Goethes Vorstellung vom tätigen Menschen und seinen Pflichten ausführlich Auskunft geben.

Aus der Tätigkeit wird die das Leben des Menschen füllende, sein Verlangen befriedigende Arbeit. Je Mehr Arbeit sich in den Tag füllen läßt, desto höher steigt sein Wert. Laßt den Arbeitstag noch vor dem Sonntag beginnen!

„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt;
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste,
Ist morgendlich.“

Wie Prometheus in der Pandora war auch Goethe ein Morgenarbeiter. Die Arbeit ballt sich schließlich zur Tat. Dein Leben, so mahnt uns Goethe, sei „Tat um Tat.“

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm“, sagt Faust (2. Teil, 4. Akt) und im Wanderlied aus Wilhelm Meisters Wanderjahren lesen wir die Mahnung:

Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Vor der Allmacht der Tat neigt sich Goethe zu jeder Stunde. So kann es uns nicht überraschen, daß Goethe-Faust bei seinen Bemühungen, das Evangelium Johannis in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, für den Logos, der am Anfang war, keine zutreffenderer Verdeutschung findet, als die Tat. Sie ist und bleibt das Entschendende, und da sie das ist, so kann gelegentlich auch „aus

einem tätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht“. (Kunst und Altertum II, Heft 3, 1820.)

Der Drang zur Tätigkeit ist für Goethe das vornehmste Kennzeichen des Geistigen im Menschen; er trägt diesen Drang als etwas Göttliches in sich und hat ihn mit allen Geistern gemeinsam. Denken Sie an Faust: im ersten Teil der Tragödie ist es der Erdgeist, der mit seinem Tätigkeitsdrango sein wichtiges Kennzeichen bekommt:

„Der du die ganze Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl ich mich dir“

sagt Faust vor dem „schrecklichen Gesicht“ des „Welt- und Taten-genius“; aber der Erdgeist lehnt solche Annäherung ab: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst“ — von Faustens chaotischem Drängen und zügellos-ruhlosem Schweifen will der Erdgeist nichts wissen; denn solch ungeordnetes Streben taugt nicht, der „Gottheit lebendiges Kleid“ zu wirken.

Und im zweiten Teil wird der Homunkulus, das künstliche Menschlein, das Mephisto als seinen Vetter begrüßt, zum Träger desselben geistigen Dranges. Noch in Phiole und Retorte eingeschlossen, verlangt der Geist nach Betätigung: „Die weil ich bin, muß ich auch tätig sein.“ So wie Gott und wie die Geister, so die Natur selbst, die Natur als Ganzes, die wirkende Natur, die natura naturans, die in der Unermüdlichkeit, mit der sie „ewig neue Gestalten schafft“, der Welt das „Leben als ihre schönste Erfindung“ schenkt.

Tätig sein und arbeiten, ist des Menschen Pflicht; eine weitere, nicht minder wichtige ist es, der Arbeit ein würdiges Ziel zu geben. Faust spricht einmal in der Tragödie zweitem Teil, 5. Akt:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt.“

Vom hemmungslosen und ungeordneten Arbeiten, vom chaotisch verströmenden Tätigkeitsdrang ist der Faust erfüllt, der dem Herrn noch in der Verwirrung dient, wie der Prolog im Himmel es sagt.

Goethe, der Mann des praktischen Lebens, des zielbewußt und weltklug handelnden Lebens, war der Mann des geordneten Arbeitens; er forderte, daß jegliches Arbeiten ein wertvolles Resultat zeitige, und wußte, daß solches Ziel nur durch Konzentration und Beschränkung gesichert werden kann. „Tätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung“, lesen wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren; „es ist, fährt Goethe fort, jetzo die Zeit der Einseitigkeiten“, daß ein Mensch etwas ganz entschiede verstehe, vorzüglich leiste, darauf kommt es an.“ „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Ein es recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im hundertfältigen“, lesen wir in den Wanderjahren, Buch I, Kap. 12. Nur durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet aber kann die Sachkenntnis erworben werden, die zu nützlicher Arbeit befähigt. Zur Beschränkung nötigt uns aber das bescheidene Maß von Kraft, das dem Menschen zuteil wird. Entsagung auf persönliche Wünsche wird vollends überall da notwendig, wo Vereinigung mit anderen Arbeitenden unerläßlich wird. In den Gesprächen mit Eckermann hat Goethe ähnliche Gedanken wiederholt zum Ausdruck gebracht.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß Goethe mit seiner Mahnung zur „Einseitigkeit den Wißbegirigen und Lernwilligen all zu enge Grenzen hätte ziehen wollen. Ich möchte das einem klar ins Auge gefaßten Ziele zustrebende Arbeiten ein lineares nennen; für sich selbst hat Goethe niemals ein anderes als ein dreidimensionales anerkannt. Diesen Ausdruck darf ich mir gestatten, nachdem Goethe gefordert hat, man möge die Gesamtheit seiner Schriften als die „Erzeugnisse eines Talent es, das gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht habe, verstehen und würdigen“. —

Die Ziele, die Goethe der Arbeit setzt, können verschieden sein, vor allem soll die Arbeit nützen und anderen Menschen dienen:

Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der werteste Bereich —

lesen wir in den Wanderjahren.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut;
Unermüdlich schaff er
Das Nützliche, Rechte.

Das zynische Wort: *ubi bene, ibi patria* — läßt Goethe nicht gelten. Es sollte nach ihm heißen: „wo ich nütze, ist mein Vaterland.“ „Wenn ich nun sage, trachte jeder überall, sich und andern zu nützen, so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.“ (Wanderjahre.)

Um so glänzender aber leuchtet der Erfolg menschlicher Arbeit, je größer der Kreis sich spannt, dem durch sie geholfen wird, und je länger die Zeit wird, in der solche Hilfe wirksam bleibt. Die großartige Apotheose des Mannes, der Arbeit und Leben in den Dienst so hoher sozialer Aufgaben gestellt hat, bringt uns der zweite Teil der Faust-Dichtung, die Szene, in welcher Faust von dem durch seine Arbeit dem Wattenmeere abgerungenen Lande spricht:

„Das letzte wär das Höchsterrungene.
Eröffne ich Räume vielen Millionen
nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben.
Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich es erobern muß.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Aus freiem Grund mit freiem Volke stehn.“

Nirgends in der deutschen Dichtung ist die Arbeit am Volk so beredt, so schwunghaft gefeiert worden wie hier. Den Nutzen, den eine Arbeit bringt, erntet nicht nur derjenige, dem das Produkt der Arbeit zufällt, auch der Arbeitende selbst wird beglückt und innerlich reich; die Arbeit wird zur Trösterin.

Im Diwan lesen wir:

„Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!“

„Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler geraten, sie zu heilen, vermag der Verstand nicht, die Vernunft wenig, die Zeit viel; entschlossene Tätigkeit hingegen alles“ (Wilhelm Meister).

Auch die soziale Bedeutung der Arbeit, auf die soeben das Zitat aus Faust gewiesen hat, beruht nicht nur auf den für viele gewonnenen materiellen Werten, sondern nicht weniger auf der wohltätigen Wirkung der Arbeit auf die Psyche der Masse. In „Palaeophon und Neoterpe“ lesen wir einige Zeilen, an die wir in den stürmereichen letztvergangenen Jahren so oft zu denken Veranlassung gehabt haben:

„Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Tätigkeit ist's, was den Menschen glücklich macht,
Die erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf beizeiten morgens! Ja, und fändet ihr,
Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingestürzt,
Ameisengleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.“

Die Forderung, anderen zu nützen, gibt der Arbeit höchste Bedeutung; aber keine geringere und zumal für Goethe selbst stets maßgebende Bedeutung bringt schon der beglückende Gedanke an Fortschritt und Werkvollendung. Goethe hat keineswegs verschwiegen, daß die Frage, wie kann ich dem Ganzen nützen, ihn selber bei seinen schriftstellerischen Arbeiten nie beschäftigt, vielmehr stets nur der Wunsch beseelt habe, den Gehalt der eigenen Persönlichkeit zu steigern. Nicht nur die Vollendung eines Werkes, schon der Blick auf kommende Arbeit und bevorstehende Gelegenheit, bei der Bewältigung neuer Aufgaben seine Kräfte zu messen und zu stählen, läßt „junges heiliges Lebensglück“ durch seine Adern rinnen. Wie köstlich bleibt der Gedanke, soviel Zeit vor sich zu haben zum Schaffen: *Tempus meae divitiae, tempus ager meus*. Das alte Wort scheint Goethe viel beschäftigt zu haben: Das reiche Maß von Zeit, das mit Arbeit zu füllen Pflicht und Freude ist, bleibt sein Schatz.

„Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.“

Als Jean Paul einmal ein wenig weinerlich sagte, daß dem Menschen nur dritthalb Minuten für sein Dasein gegönnt wären, mitten in der dritten würde er schon abberufen, da widersprach Goethe gar temperamentvoll:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Mehr als tausend hat der Tag,
Söhnlein, merke dir die Kunde,
Was man alles wirken mag!

Diese Verse schrieb er seinen Enkeln ins Album und in den *Zahmen Xenien* lesen wir:

Wie mag ich gern und lange leben?
Muß immer nach dem Trefflichsten streben!
Des unerkannt Treffliches wirkt soviel
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Überall spricht das Vertrauen zur Zeit: sie ist lang genug, nützt sie nur aus!

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist.

Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Wer noch in späten Jahren von so vielen Vorhaben sich erfüllt und stürmisch bedrängt fühlt, hat nicht immer Zeit, an den Tod zu denken:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann.
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Diese Unermüdlichkeit Goethes spiegelt sich in einer kleinen Geschichte, die Eckermann einmal erzählt, freilich nur eine geträumte Geschichte. Eckermann war ein fleißiger Träumer. Er erzählt vor Goethe, daß man ihn, Goethe, letztthin totgesagt habe; da sei Goethe aufgebraust: „Tot? Wie soll ich denn tot sein?“ Ein geträumtes Geschichtchen! Aber Eckermann hätte es nicht geträumt, noch weniger mitgeteilt, wenn die Antwort nicht dem wirklichen Goethe entsprochen hätte.

Ist Goethe nun seiner Auffassung von der Unermüdlichkeit unseres Arbeitsdranges bis zum Ende seines langen Erdendaseins treu geblieben? Nach Vollendung des zweiten Teiles des Faust sagte er (1831) zu Eckermann einmal: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“ Diese Stimmung der Gleichgültigkeit und Resignation, die an Faustens Untergang erinnert, war aber nicht mehr als ein vorübergehender Wolkenschatten. Später bekannte sich Goethe immer wieder zu seiner Arbeitslehre und noch fünf Tage vor seinem Tode schrieb er seinen letzten Brief; der war an Wilhelm von Humboldt gerichtet: „Ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren“, wie man es bei der Herstellung ätherischer Essenzen tut, wenn man frischen Pflanzenstoff in das gewonnene Öl schüttet, um es noch gehaltvoller zu machen.

Durch solche Unermüdlichkeit glaubte Goethe, einen geheimnisvollen Zwang auf das Schicksal ausüben zu können; „denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag“. So wurde

rastloses Arbeiten für Goethe zu einer Bürgschaft des ewigen Lebens. Den Gedanken, daß unermüdliches Arbeiten über die einmalige und irdische Existenz des Menschen hinaus zu wirken vermag, dürfen wir vielleicht auch aus den faustischen Worten herauslesen:

Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen. —

Oder aus den schönen Versen, die uns in den letzten Jahren so oft gute Tröstung gereicht haben, und in welchen Goethe von den überirdischen Kronen spricht, die den Tätigen lohnen.

Goethe forderte nicht nur Arbeit bis ins hohe Alter und bis zum Ende des Lebens; er forderte zugleich immer höher gesteigerte Sublimierung der Arbeit: immer Besseres, immer „Reineres“ oder Verfeinertes sollte geliefert werden. In solchen Worten klingt etwas vom Metamorphosengedanken mit, auf welchen Goethe durch die Betrachtung des pflanzlichen Organismus gebracht worden war und den er so gern auch zur Erläuterung geistiger Wandlung und Vervollkommnung heranzog. Über allen Tugenden steht Goethe das Streben nach oben, der unersättliche Wille nach immer größerer Reinheit, Weisheit und Güte.

Auch unabhängig vom Metamorphosengedanken hat Goethe hin und wieder naturwissenschaftliche Beobachtungen und Lieblingsgedanken in seine Lehre vom Arbeiten geflochten; doch würde es zu weit führen, diesen Beziehungen nachzuspüren.

Durch die Zuversicht, mit der uns Arbeit und unermüdliches Schaffen selbst über unser Leben hinaus bis ins Jenseits blicken lassen, wird die Arbeit zu einer Trösterin eigener Art, nicht nur im Zeitlichen, auch für das Überzeitliche; sie sichert uns Gaben, wie sie nur aus der Hand der Hoffnung dem Menschen gereicht werden.

Ich weiß, — Goethe hat über die Hoffnung und über das, was sie dem Menschen bedeutet, nicht immer im gleichen Sinne sich geäußert; seine Freundin nennt er sie in dem der Phantasie, seiner Göttin, gewidmeten Versen:

O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens

sich von mir wende,
die stille Treiberin,
Trösterin Hoffnung.

Wenn Goethe bis zu seinem letzten Atemzug auf diese Tröstung rechnen durfte, so war es ganz gewiß seine Auffassung von der Arbeit als Lebenslicht und Lebensfreude, die ihm die erbetene Treue gesichert hat. —

Zum Schluß darf ich mich noch mit einem Wort an die Jugend wenden und über die Jugend sprechen. Als wir vor 17 Jahren den letzten großen Goethe-Feiertag begingen, sagte Hermann Hesse, dessen innige Verbundenheit mit Goethe Sie kennen, daß die deutsche Jugend von Goethe kaum noch etwas wisse, vermutlich deswegen, weil seine Kunst ihr auf der Schule allzu empfindlich verleidet worden wäre. „Wenn ich ein Schule oder Hochschule zu leiten hätte, sagte Hesse, so würde ich die Lektüre Goethes verbieten und sie als höchste Belohnung den Besten, Reifsten, Wertvollsten vorbehalten; sie würden mit Erstaunen entdecken, wie unmittelbar er den heutigen Leser vor die große Frage des Heute stellt, vor die Frage Europas.“

Inzwischen sind fast zwei Jahrzehnte vergangen; schwere Erlebnisse haben uns vor die Frage eines neuen Heute gestellt und die Frage Europas in einem vorher niemals empfundenen Sinne brennend werden lassen. Es ist schwer, für eine ganze Generation der Jugend das Verhältnis zu Goethe zu beurteilen; indessen will gar manchem scheinen, daß dieses in den letzten Jahren, auch in den des Krieges und der Nachkriegszeit keineswegs lockerer geworden ist. Möchte eine solche Annäherung wirklich bestehen und sich mehr und mehr vertiefen! Sie wird namentlich dann reiche Früchte tragen, wenn Goethe als der rastlos Arbeitende unser Lehrmeister wird und bleibt. Goethe suchte nicht nur die Pyramide seines Daseins so hoch wie möglich zu türmen und versuchte nicht nur in allen Schachten des Wissens immer tiefer zu graben, er hat niemals vergessen, daß vor dieses wie jenes Ziel die Götter den Schweis der Arbeit gesetzt haben. „Immerfort arbeiten, unausgesetzt lernen!“ Sein Grundsatz war, daß man an keiner Quelle vorübergehen dürfe, ohne aus ihr zu schöpfen. Er schöpfte aus

der Natur und ließ sich von den Menschen, geben, was sie zu geben hatten. Von Emerson, dem amerikanischen Dichter und Goetheverehrer, stammt das Wort, daß Goethe den Menschen niemals anders als mit der Frage gegenüber getreten sei: „Was kann ich von dir lernen?“ Eben diese Frage macht klar, was wir von Goethe lernen wollen. Auch wir wollen unsere ganze Umwelt prüfen auf das, was sie uns lehren und zu lernen geben kann. Nicht bloß die Menschen, die uns täglich nahe sind und deren Denkweise schon längst die unsrige geworden ist, sondern auch gegenüber den Vertretern fremder Völker und fremder Kulturkreise wollen wir fragen: Was kann ich von Dir lernen? - - Man hat Goethe als Representanten deutscher Art gelobt und zugleich den ersten wirklichen Europäer genannt. Auch wir wollen versuchen, unserem Vaterlande zu dienen, indem wir uns wie er in das vertiefen, was wir bei anderen finden und von ihnen lernen können.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken.

So lesen wir im „Tasso“, und dasselbe lesen wir in Goethes eigenem Tun, in seinem Verhalten zu den großen Gaben fremder Länder und Nationen. Besonders klar hat er seine Gedanken hierüber in den Gesprächen mit Eckermann zum Ausdruck gebracht, in welchen Goethe — derselbe Goethe, der den Begriff der Weltliteratur schuf — vor der Beschränkung auf die geistigen Erzeugnisse des eigenen Landes warnt: „Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht zu ... pedantischem Dünkel.“ —

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch unerschreckt
Dringen wir vorwärts —

an seiner Hand, in seinem Geiste, mit seinem Glauben — mit dem unerschütterlichen Glauben an Macht und Segnungen der Arbeit.

Die Hochschätzung der Arbeit wollen wir von ihm lernen — ja, das wollen wir tun. Zugleich aber feierlich die Tage begehen, deren Reihe mit dem heutigen Geburtstag anhebt. Das hieße gewiß in Goethes Sinne handeln, — er hat gar viele Feste gefeiert und feiern helfen und feiern lassen. Über allen Feiern und festlichem Getriebe steht ein herrliches Goethewort; er hat es dem Prometheus in der Pandora in den Mund gelegt; es schimmert wie ein Gestirn, es leuchtet über uns wie eine unirdische Krone, die nach Goethe dem Tätigen verheißen wird:

Des echten Mannes w a h r e Feier ist die Tat.